

(Nachdruck verboten.)

5]

## Gobseck.

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

Als wir zusammen die Schwelle seines Zimmers erreicht hatten, wandte ich mich noch einmal zu ihm:

„Würden Sie es für zudringlich halten,“ fragte ich, „wenn ich gern wissen möchte, inwiefern bei dieser ganzen Angelegenheit meinen Geburtspapieren irgendwelche Wichtigkeit zukommt?“

Jean-Esther van Gobseck zog die Schultern in die Höhe, lächelte verschmüht und sagte:

„Wie unklug doch die Jugend ist. Erfahren Sie also, Herr Advokat, — Sie müssen wissen, daß vor dem Alter von dreißig Jahren die Ehrlichkeit und die Begabung eines Menschen eine Art von Hypothek darstellt. Ist er einmal über dieses Alter hinaus, so kann man mit Bestimmtheit auf niemanden mehr rechnen.“

Mit diesen Worten schloß er seine Tür.

Drei Monate später war ich Advokat. Bald darauf hatte ich das Glück, Frau Vikontesse, mich mit den Angelegenheiten zu beschäftigen, die die Zurückerstattung Ihres Vermögens zum Ziele hatten. Durch den vorteilhaften Ausgang dieses Prozesses wurde ich bekannt. Trotz der außergewöhnlich hohen Bitten, die ich Gobseck zu zahlen hatte, sah ich mich noch vor Ablauf von fünf Jahren aller Verpflichtungen frei. Dann heiratete ich Jenny Malbaut, die ich aufrichtig liebte. Eine gewisse harmonische Gleichheit in unserem Schicksal, in unserer mühevollen und arbeitsreichen Jugend und dem schließlich erfolgten, erhöhte die Kraft und Dauerhaftigkeit unserer beiderseitigen Empfindungen. Einer ihrer Töchter, ein reichgewordener Wächter, hatte ihr bei seinem Tode siebzigtausend Frank hinterlassen, vermitteltst deren ich meine Schulden noch eher begleichen konnte. Seit jenem Tage ist mein Leben nichts als Glück, Gedeihen und Erfolg gewesen.

Sprechen wir aber nicht weiter von mir. Nichts ist unerträglicher, als ein Mensch, der Glück hat.

Kommen wir auf die anderen Gestalten unserer Gesellschaft zurück.

Ein Jahr nachdem ich meine Praxis gekauft hatte, wurde ich eines Tages, eigentlich wider Willen, zu einem Junggefellensfrühstück zugezogen. Dieses festliche Mahl gehörte zu dem Austrag einer Wette, die einer meiner Kollegen gegen einen jungen Mann verloren hatte, der damals in der eleganten Welt sehr en vogue war. Graf Trailles — die Blüte des Dandyismus jener Epoche — erfreute sich eines geradezu ungeheuerlichen Rufes.

„Den hat er ja noch immer,“ meinte Graf de Born, indem er den Advokaten lächelnd unterbrach. „Niemand versteht einen Anzug besser zu tragen — niemand ein Tandem besser zu fahren als er. Maxime hat ein angeborenes Talent, mit mehr Grazie als sonst wohl irgend jemand in der Welt zu spielen, zu essen und zu trinken. Er versteht sich auf Pferde, Güte und Wilder. Die Frauen sind rein toll nach ihm. Er verausgabte jährlich ungefähr hunderttausend Frank, ohne daß irgend jemand ihn im Besitze irgend welcher Güter noch eines einzigen Rentencoupons wüßte. Er ist das Prototyp des fahrenden Rittertums unserer Salons, unserer Boudoirs, unserer Boulevards. — Eine Art Amphibium, das ebenso viel vom Mann wie von der Frau an sich hat. Graf Maxime de Trailles ist ein seltsames Einzelwesen. Zu allem gut und zu nichts zu brauchen, gefürchtet und gleichzeitig nicht für voll erachtet. Ein Mann, der alles kennt und doch nichts weiß, der ebenso fähig ist, eine edle Wohlthat zu begehen, wie ein Verbrechen ins Werk zu setzen, zuweilen vornehm, zuweilen gemein, eher mit Schmutz bedeckt, als mit Blut besleckt, mehr mit Sorgen und Aerger bedrückt als von Reue geplagt, mehr daran gewöhnt, die Dinge in annehmbarer Form zu einem Abschluß zu bringen, als eigentlich tiefer über sie nachzudenken; ein Mann, der Liebe und Leidenschaftlichkeit vorgibt und im Grunde genommen nichts empfindet. Maxime des Trailles scheint fast wie ein absonderliches, schillerndes Bindeglied, das die hohe Gesellschaft mit dem Buchthause vereinigen könnte, und er gehört zu jener ganz außerordentlich begabten Sorte

von Menschen, aus deren Mitte zuweilen ein Mirabeau, Pitt oder Richelieu hervorgeht, die aber noch öfter einen Grafen Horne, einen Fouquier-Tinville, einen Coignard hervorbringt.“

„Ganz recht, ganz recht,“ bestätigte Derville, nachdem er dem Bruder der Vikontesse aufmerksam zugehört hatte. „Ich hatte auch damals schon viel von dieser Persönlichkeit sprechen hören, und zwar von jenem alten Vater Goriot, einem meiner Klienten. Aber ich war bereits mehrfach der gefahrbringenden Ehre seiner Bekanntschaft aus dem Wege gegangen, bis ich schließlich in dieser Frühstücksgesellschaft antraf. Mein Kollege hatte mich so dringend gebeten, an der kleinen Festlichkeit teilzunehmen, daß ich mich nicht gut ausschließen konnte, ohne den Anschein einer gezierten Zimperlichkeit zu erwecken.“

Ich glaube, Frau Gräfin, Sie können sich ein Junggefellensfrühstück nicht so recht vorstellen. Das ist eine Frucht der ausgefeiltesten Seltenheiten, der Luxus des Geizhalses, der aus Eitelkeit für die Zeitdauer eines Tages zum Verschwender wird. Wenn man das Zimmer betritt, so ist man geradezu geblendet von der geschmackvollen Anordnung des Tisches, auf dem das Silber, das Kristall und das weiße Damastzeug erglänzt. Hier treibt das Leben absonderliche duftige Blüten. Die jungen Leute sind liebenswürdig und grazios; sie lächeln, sie sprechen leise und sie gleichen jenen Reuermählern, um die herum alles jungfräulich und unberührt ist. Zwei Stunden später macht Ihnen alles das den Eindruck eines Schlachtfeldes nach dem Kampf. Überall liegen zerbrochene Gläser umher, zusammengeknäulte, zerknitterte Servietten, eine Anzahl beiseite gestellter Speisereise und Schüsseln, die abstoßend anzusehen sind. Dann kommt Geschrei und Gerufe, daß einem der Kopf plagen möchte, lustige Toaste, ein Raketenfeuer von scherzhaften Epigrammen und schlechten Witzen, dunkelgerötete Gesichter, glühende, gläserne Augen, die nichts mehr zu sagen vermögen, und unbeabsichtigte Vertraulichkeiten, die alles verraten. Inmitten eines geradezu infernalischen Lärms beschäftigen sich die einen damit, Flaschen zu zertrümmern, die anderen stimmen einen Gesang an, man wirft sich Herausforderungen an den Kopf, man umarmt sich oder man prügelt sich. Ein dunstiger, festschwerer Geruch, der sich aus hundert verschiedenen Gerüchen zusammensetzt, erfüllt das Zimmer, und ein Gejohle, das sich aus hundert Stimmen zu vereinigen scheint. Niemand weiß mehr, was er ist, noch was er trinkt, noch was er spricht. Die einen sind traurig, die anderen geschwätzig. Hier wird einer plötzlich zum Monomanen und wiederholt unaufhörlich dasselbe Wort wie eine Glocke, die man in Bewegung gesetzt hat. Dort versucht einer, dem Tumulte Einhalt zu tun und läßt seine Kommandostimme erschallen. Selbst der Vernünftigste schlägt irgend eine Art von Orgie vor. Würde in einem solchen Augenblick ein Mensch mit kühlen Sinnen den Raum betreten, er müßte sich in ein wüstes Bacchanal versetzt glauben.

Inmitten eines solchen Höllenlärms war es, daß Graf Trailles sich mir von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen versuchte. Es war mir gelungen, meine Sinne tunlichst beieinander zu halten, und ich sah mich daher nach Möglichkeit vor. Was ihn betraf, so war er, wengleich er in anständigen Grenzen berauscht zu sein vorgab, doch vollkommen bei kaltem Blute und dachte nur an seine Angelegenheiten. Wie es eigentlich kam, ich weiß es nicht — gegen neun Uhr abends aber, als wir die Salons Grignons verließen, hatte er mich vollständig in seinen Bann gezogen und befehlt, und ich versprach ihm, ihn am folgenden Vormittage bei Papa Gobseck einzuführen. Worte wie: Ehre, Tugend, Gräfin, anständige Frau, angebetete Frau, Unglück, Verzweiflung waren, wie durch eine seltsame Magie, dank der Geschicklichkeit seiner zutunlichen Redeweise hier und da im Verlaufe des Gesprächs aufgetaucht.

Als ich am folgenden Morgen erwachte und mich dessen zu erinnern versuchte, was ich am Abend vorher angestellt hatte, kostete es mich viel Mühe, meine Gedanken in Zusammenhang zu bringen. Schließlich gelangte ich zu folgendem Schluß: Scheinbar war die Tochter eines meiner Klienten in Gefahr, ihren guten Ruf, die Wertschätzung und

Diebe ihres Vaters zu verlieren, falls sie nicht im Verlaufe des Vormittags in den Besitz von ungefähr fünfzigtausend Frank gelangte. Es handelte sich um Spielschulden, um Rechnungen eines Lohnkutschers und um Geld, das — wobei weiß ich nicht — verloren gegangen war, kurz und gut, es war verloren. Mein zauberhafter Tischnachbar hatte mich versichert, daß sie reich genug war, um mit einigen Jahren der Sparbarkeit die ihrem Vermögen geschlagene Dresse wieder ausfüllen zu können. Erst jetzt begann ich die dringliche Bitte meines Kollegen zu begreifen. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich von der Wichtigkeit keine Ahnung hatte, die für Papa Gobseck in einem Zusammentreffen mit diesem Dandy lag.

In dem Augenblick, wo ich mich erhob, trat Traille ein. „Herr Graf,“ sagte ich, nachdem wir die üblichen Komplimente ausgetauscht hatten, „ich begreife nicht, inwiefern Sie meiner bedürfen, um sich bei van Gobseck einzuführen. Er ist der höflichste, liebenswürdigste aller Kapitalisten. Er wird Ihnen sicherlich Geld geben, wenn er welches zur Verfügung hat — oder besser gesagt, wenn Sie ihm die genügenden Garantien bieten können.“

„Mein verehrter Herr,“ entgegnete er mir, „ich denke nicht im entferntesten daran, Sie dazu zwingen zu wollen, mir eine Gefälligkeit zu erweisen — selbst wenn Sie mir eine solche versprochen haben sollten —“

„Tod und Teufel,“ sagte ich mir, „sollte ich diesem Menschen den Glauben beibringen, daß ich gewohnt war, mein Wort nicht zu halten?“

„Ich hatte schon gestern Gelegenheit, Ihnen zu erwähnen,“ fuhr er fort, „daß ich mich leider zu recht unpassender Zeit mit Papa Gobseck überworfen habe. Da es aber in Paris außer ihm niemanden gibt, der im Handumdrehen und am Tage nach Monatschluß imstande ist, ohne weiteres hunderttausend Frank auszuspuhen, so hatte ich Sie ersucht, zwischen ihm und mir den Friedensvermittler zu machen. Sprechen wir aber nicht mehr davon, wenn es Ihnen so lieber ist.“

Graf Traille sah mich mit einem Blick an, in dem eine höfliche Form der Beleidigung lag und machte sich daran, sich zu verabschieden.

„Ich bin bereit, Sie sofort hinzuführen,“ kam ich ihm zuvor.

Als wir in der Rue des Gravis anlangten, sah sich der Dandy mit einer gespannten Aufmerksamkeit und innerlichen Unruhe nach allen Seiten um, die mich in Erstaunen setzte. Sein Gesicht wurde bald bleich, bald rot, bald gelb und einige Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, als wir an die Tür des Hauses kamen. In dem Augenblick, als wir unserm Cabriolet entstiegen, bog ein Fiaker in die Rue des Gravis ein. Mit dem ihm eigenen scharfen Blick erkannte de Traille halb versteckt auf dem Rückfuß die Gestalt einer Frau. Eine Art wilder Freude huschte über seine Züge. Er rief einen Kutscher heran, der gerade vorbei ging, und gab ihm sein Pferd zu halten. Wir stiegen gemeinsam zu dem alten Geldverleiher hinauf.

„Mein verehrter Herr Gobseck,“ redete ich ihn an, „ich bringe hier einen meiner intimsten Freunde (dem ich so wenig traue, wie dem Teufel selbst — setzte ich leise und nur für den alten Mann hörbar hinzu), nach meinem Gutdünken werden Sie ihm wohl gefällig sein können (zum gewöhnlichen Zinsfasse) und ihn aus einer peinlichen Verlegenheit befreien (wenn Ihnen die Sache paßt).“

Traille verbeugte sich vor dem Bucherer, nahm auf einem Stuhle Platz und besah sich, während er ihm zuhörte, einer geradezu kurtisanenhaften Liebenswürdigkeit, die Sie in ihrer graziosen Gemeinheit einfach bezaubert hätte. Mein Gobseck aber blieb unbeweglich, unnahbar auf seinem Stuhl zur Seite des Kamins sitzen. In diesem Augenblicke glückte es der Hüfte Voltaires, wie man sie des Abends im Peristyl des Théâtre français betrachten kann. Wie zum Glücke erhob er ein wenig die Mühe, mit der er sein Haupt bedeckte und das Stückchen gelblicher Schädelhaut, das bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kam, vervollständigte noch den Eindruck des Marmorhaften.

„Ich habe nur für meine bewährten alten Kunden Geld,“ sagte er.

„Sind Sie mir denn also wirklich so böse, weil ich mich wo anders als bei Ihnen ruiniert habe?“ entgegnete der Graf lächelnd.

„Ruiniert?“ wiederholte Gobseck mit ironischem Tonfall.

„Sie wollen mir doch wohl nicht sagen, daß man nicht auch einen Menschen, der nichts hat, ruinieren kann? Aber ich wette mit Ihnen, daß Sie in ganz Paris kein schöneres Kapital als dies finden,“ setzte der fashionable Herr hinzu, indem er sich auf seinem Absatz herumdrehte.

Dieser Scherz, in dem fast ein tiefer Ernst zu stecken schien, reichte nicht aus, um Gobseck umzustimmen.

„Bin ich denn nicht der intimste Freund Nonquerolles, de Marjays, der Franchessini, der beiden Vandeneise, Ajuda-Pintos — kurz und gut aller jungen Leute, die augenblicklich in Paris in Mode sind? Ich spiele halbpant mit einem Prinzen und einem Gesandten, die Sie kennen. Ich beziehe mein Einkommen aus London, aus Karlsbad, aus Baden-Baden, aus Bath, aus Spa. Ist das nicht die glänzendste aller Industrien?“

„Warum nicht?“

„Sie machen ja einen Schwamm aus mir, zum Donnerwetter. Und Sie ermutigen mich dazu, mich inmitten der großen Welt vollzusaugen, damit Sie mich dann in kritischen Augenblicken auspressen können. Aber Sie und Ihresgleichen, Sie sind auch nur Schwämme und eines Tages wird der Tod Sie auch auspressen.“

„Möglich.“

„Was sollte denn aus Ihnen werden, wenn es keine Verschwender gäbe? Wir beide stehen in demselben Verhältnis wie Körper und Seele.“

„Ganz richtig.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Tagebuch einer Verlorenen.

„Ich stehe oft abends im Dunkeln am Fenster und sehe auf das Treiben der Straße und beobachte die Mädchen, wie sie schrittweise auf und ab gehen und den Männern ihr Fleisch anbieten, und dann quillt etwas in mir auf, ich kann es nicht bezeichnen, ein fürchtbarer Ekel und zugleich ein lothender, ohnmächtiger Zorn gegen die grausame Ungerechtigkeit und Willkür des Schicksals, das Menschen zu Tieren macht, und daneben ein tiefes, fast zärtliches Mitleid mit den Unglücklichen, zu denen ich auch gehörte, und ein wütender Haß gegen die Reichen, die moralisch Unansehbaren, die mit so wunderschöner, unnahelhafter, stolzschröcker Nährmüchtnacht-Betonung das Wort „Dirne“ aussprechen — — — Ach Gott! — — — Wenn sie wüßten, was zuweilen in der Seele solcher Dirne vorgeht, sie würden sich schämen; sie zu schämen. Darum: Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun. Ich habe Dumas „Kameliendame“ und manche andere Bücher ähnlicher Art gelesen, aber sie befriedigen mich nicht, weil ich nichts Wahres in ihnen finde. Ich könnte ein Buch über „Dirnenpsychologie“ schreiben, denn ich kenne meine eigene Seele.“

Die Frau, die solche Worte schrieb, hat sich das Talent nicht zugetraut, ein solches Buch zu schreiben, aber was sie hinterlassen, ein Tagebuch, das eben ist etwa das, was sie sich nicht zu schreiben getraut. Es ist nicht ein Tagebuch, in das mit Registratoren-Gewissenhaftigkeit Tag um Tag Ereignisse des inneren und äußeren Lebens eingetragen wurden; nur von Zeit zu Zeit nimmt sie es her, um über eine neue Bestreife des Lebens hinwegzuschauen. Sie ist eine Dirne, aber keine, die in der Masse aufgeht, sondern ein Wesen mit Sondervorzügen an Körper und Geist, ein Wesen mit Sonderwünschen, das eben deshalb mit verhundertsfältiger Schwere die Last gesellschaftlicher Anzugesstehenheit und Vereinsamung zu tragen verdammt ist. In zweierlei Dingen gipfelt das Buch: einmal in der Zeichnung des Dirnenmitleids aller Schichten, denn in einer lebensgeschichtlichen Beweisführung, wie schwer, ja unmöglich es ist, aus der Dirnenmisere wieder in bürgerliche Gelittenheit zurückzuführen. Zwei Ursachen bedingen die Schwierigkeit: einmal der Widerstand der moralinsauren bürgerlichen Wohlstandigkeit und dann ein physisches inneres Widerstreben der Dirne, aufs neue Fesseln zu nehmen, die sie beiseite zu werfen getragt, und auf einen Lebenskreis zu verzichten, dessen Eigenart Bedürfnis geworden, weil sie wichtigsten Bedürfnissen des Lebens — gemeiner Notdurft des Leibes wie höheren Lebenswünschen — die Pforten der Erfüllung besser und breiter zu erschließen verspricht, als die enge Straße, auf die gebieterisch und unduldsam die wohlgenährte Hand bürgerlicher Sittsamkeit verweist. Thymian Gotteball — das ist der Name der Tagebuch-Schreiberin — ist ein Mittelpunkt, ein Sammelpunkt der Dinge dieser Welt der Verlorenen; sie ist durch alle ihre Sphären hindurchgeschritten, hat alle Schrecken erfahren, erduldet, und wächst durch dieses Leben, in dessen Tiefen sie mit ganzem Hingeben eintaucht, dennoch wie in fortwährender seelischer Kräftigung — man möchte von Läuterung reden und darf es auch — zu einer höchst beachtenswerten Weibspersönlichkeit heran. Das graue Leben des Dirnengetriebes konnte ihr Wollen nicht töten, sie behielt ein großes Maß gesunden Sehns — als Weib und als Mensch überhaupt — und das schützt sie vor dem tiefsten Versinken, wie

sehr ihr auch die Kraft abgeht, sich eine Tätigkeit zu finden und zu schaffen, die ihre Persönlichkeit ganz auffangen und ausfüllen könnte. In diesem letzten Ausgange ist das beklagenswerte Schicksal dieser Frau nicht mehr aus ihrem Dürren zum Begreifen: es ist das allgemeine Frauenschicksal der Gegenwart und ist menschliche Tragödie ganz allgemein. So bedeutend ist das Leben dieser Verlorenen.

Margarete Böhme hat die Tagebuch-Blätter im Verlage von F. Fontane, Berlin, herausgegeben. Sie hat ursprünglich einen Roman daraus machen wollen, ist aber später davon abgekommen. Glücklicherweise. Denn Kolottenromane — selbst in Tagebuchform — haben wir genug. Allerdings hat man nicht überall in diesem Buche das Gefühl, wirklich die Arbeit einer Romanschriftstellerin zu lesen. Die ersten hundert Seiten etwa nimmt man nur skeptisch hin: sie könnten in der Tat sehr wohl aus kleinen Andeutungen, die sich in den wichtigsten Blättern der Dürrenzzeit verstreut finden, frei erfunden sein, um ein ganzes Lebensbild der Thymian von Kindesbeinen an und so für das Schlusswort: Gott bewahre unsere Kinder! die rechte Unterlage und Aufmerksamkeit zu gewinnen. Margarete Böhme sollte jedenfalls Gelegenheit nehmen, noch einmal klar zu sagen, ob alles echt und was etwa ihre eigene schriftstellerische Zugabe (vielleicht nach mündlichen Mitteilungen) ist. Durchaus echt muten jedenfalls die Blätter vor dem Momente ab an, wo Thymian alle zögernden Bedenken beiseite geworfen hat und tief in den gefährlichen Strudel hineingerät. So gefäßigte, bis in den Sprachstil hinein von der Dürrensphäre gefärbte Bilder kann nur das volle eigene Erleben zeichnen. Bis dann zum Schluß wieder Bäume sich einmischen, die von zweiter Hand gekommen sein könnten. Aber selbst wenn die Mitarbeit der Herausgeberin umfangreicher sein sollte, als zugegeben wird: Bedeutung hat das Buch, und zwar schon deshalb, weil es im Kerne eine Lebensumgebung ist, die Herzblut und Herzschlag hat.

Es soll in diesen Zeilen keine ausgepönnene Skizze des Lebensganges gegeben werden, die dem Buche das Gerüst bilden. Es genügt, anzudeuten, daß Thymian kleinstädtischen Verhältnissen entstammt, oben im Holsteinischen als Tochter eines Apothekers geboren und vom Provisor des väterlichen Geschäfts gewissenlos in jungem Alter verführt wurde; man nimmt ihr das Kind, dem sie das Leben schenkte, gibt es einer Hamburgischen Konsulatsfamilie und sie selber wird in ein pastorales Bessersfamilienheim gesteckt. Das Ergebnis ist, daß sie diesem Aufenthalt entflieht und nun in Hannover, Hamburg, Berlin als Kolotte Brot und Glanz sucht. Die Veruche, sich als Sprachlehrerin — sie versteht eine ganze Reihe Sprachen — und zugleich als Pensionshalterin von der wüsten Vergangenheit freizuarbeiten, schlagen fehl. Ein Arzt und ein alter Graf nehmen schließlich ihr Geschick in die Hand: als Ausgehaltene führt sie ihr Leben zu Ende, vergebens um ein Wiedereingliedern in den Kreis der ehrbaren bürgerlichen Gesellschaft kämpfend. Sie stirbt an der Schwindsucht. Ihr Leben ging aus als das Leben einer Kolotte, die zu den „oberen Vierhundert“ gehörte. Es wird im ganzen typisch gewesen sein, das Bemerkenswerteste findet sich aber im Individuellen. Im einzelnen ihres Lebensganges liegen eine Menge Erinnerungen an Gestalten und Szenen bekannter dichterischer Werke aufbewahrt. In Mandem muß man an Jakob Wassermanns Renate fuchs denken. Rose Berns Klage: „Man sollte doch eine Mutter haben“, wird hörbar. Ausblide Gabriele Reubers regen sich. Und das geht bis zu einem leidenschaftigen deutschen Ebenbild des verbummelten Barons in Goeths „Nachtschl“ und bis zu jenen Stoffen in Bedelinds „Ergeist“. Unendlich viel von jener Wirklichkeit, aus der all diese Dichter der Gegenwart und andere mehr geschöpft, fließt in diesem Ausschnitt aus einem für so viele Augen verborgenen Silde gesellschaftlichen Lebens zusammen. Hier kann man sich Deutungen für merkwürdige psychische Vorgänge der Dürrennatur holen; man kann z. B. lernen, wieviel seelischen ernsthaften Inhalt das bekannte Wort von der Genesiss aller Vetschwester haben kann, das moralistische Jahrhundert ausgeheckt haben. Thymian wird nie zur Frömmlerin, deren Wesen lästig fallen könnte; aber wenn bei ihr Stimmungen der Frömmigkeit ausbrechen, so wird man deutlich das Treibende gewahr, und das ist eine klare Sehnsucht nach innerster Ruhe und Reinheit. Je weiter man in die zweite Hälfte des Buches hineinliest, um so mehr wächst das Urteil: sie ist eine starke und reine Natur, trotz alledem! Einmal naht ihr die Möglichkeit, ihrem Dürrendasein, diesem Leben unter „Leiden“, mit dem „Nackstempel des Glends“ gebrandmarkt, zu entriemen: ein begüterter Freund hat seine Frau verstoßen, um Thymian zu heiraten. Aber da regt sich der Drang, „eine gute Tat zu tun, ihm alles zu sagen und ihn wieder mit seiner kleinen Frau zu versöhnen“, und sie sagt ihm die ganze grausige Wahrheit ihres verlorenen Lebens; er verläßt sie, verständnislos, rufend: „sein Rausen und Schimpfen verriet mir aber, daß er auch nur ein gewöhnlicher DurchschnittsEuropäer ist, und daß seine blöden Philisterraugen nicht durch die Außenwand der Wirkungen hindurchdringen und die tieferen Ursachen erforschen konnten“. Als er tosend schreit: „Ich habe heute den Glauben an die Menschen verloren“, entgegnet sie kalt: „Dann haben Sie viel gewonnen.“ Die Kraft solcher Antwort zeigt mit einem Schläge das Ungewöhnliche ihrer Persönlichkeit.

Sie ist so recht eins von den Wesen, die das Leben verschlagen hat. Wollen und Getriebenerwerden mischt sich in eins. Solche Leben

sind voll schwerster Tragik: sie wollen nicht fühlen, wie das Leben sie hinstößt, wollen blind hinein und sehen doch deutlich durch die geschlossenen Lider. Einmal, als es ihr schlecht geht, schreibt Thymian: „Ich komme mir vor wie eine Fregatte, die Schiffbruch gelitten hat und nun abgetakelt wird, um ein ruhmloses Ende als Kohlenfahrer zu finden. Wenn ich mich nur erst so weit hätte, daß ich mich wirklich nur mehr als Kohlenkute fühle. Das ist ja meine Tragik, daß ich noch immer nicht in die moralische Narfose hineingerate, die zu einem Leben, wie die Pongs (zwei Berliner Kolotten getödnlicheren Schlages) es führen, unbedingt notwendig ist. Mit vollem Bewußtsein und wachen Sinnen kann man es nicht, ist es ganz unmöglich.“ Zwei Naturen sind in ihr, vielleicht kann man sagen: zwei Kulturen. Sie schalten einander nicht aus, aber sie durchdringen sich auch nicht: sie leben nebeneinander, hassen sich wie extreme Widersprüche und haben doch über einander nicht Macht. Gründe sozialer Art mischen sich mit diesem finstlichen Gebundensein an eine Lebensart, in der tägliches Bestäuben zu den natürlichen Kampfmitteln gegen die Misere der Welt zählt. Wie in Hypnose geht dieses Leben hin: vertierte Kultur, aber den Dumpfen und Schumpfen ein Gnadenbringer. In Thymian aber lebt über diesen hintaunmelnden Triebe, dessen nicht zu bewältigende Macht vielleicht der Mißbrauch des noch nicht zur vollen sinnlichen Reife eigenen Verlangens gediehenen Mädchenkörpers erklärt, diese andere Kultur, in der nicht nur stärkste geistige Gesundheit, sondern auch gesündestes Verlangen des weiblichen Organismus herrscht. Noch eins ihrer Worte: „Wenn ich nachts so mit offenen Augen da liege und sinne und sinne und die Erinnerung an all das Häßliche, Ekelhafte, Schmutzige, Gemeine, das ich erlebt habe, wie eine sämige Flut um mich herum wogt, steigt die Sehnsucht nach Liebe wie ein überirdisches Wesen mit ausgebreiteten Flügeln in mir empor. Ich möchte ein Kind haben, ich möchte noch einmal Mutter werden.“ Und eben deshalb, weil in ihrem Verhältnis mit dem um dreiunddreißig Jahre älteren Grafen von dieser ersehnten Liebe, in der die ganze Weiblichkeit sich erschöpfen kann, nicht die Rede ist, deshalb gärt mehr und mehr gegen ihre Lage, so golden sie sein mag, ein heftiger Groll empor. Gallig schreibt sie: ihr sei zuweisen, als sei sie eigentlich jetzt schlechter und verächtlicher als zuvor; allerdings sie stapfe nicht mehr so im Morast herum, man bekomme die Schuhe nicht schmutzig dabei, „und die Atmosphäre, die ich jetzt atme, stinkt nicht, wie die andere, sie hat für eine feine Nase höchstens den süßlichen Geruch der Fäulnis, der sterbendem Laub und welken Blumen eigen ist.“

Enge Spieghernoral umgab Thymian, als sie heranwuchs, und enge Spieghernoral hat weidlich geholfen, das begabte Geschöpf auf den Weg zu treiben, der sie zur gänzlich Ausgestopfenen werden ließ. Sie hat den Feind kennen gelernt, der immer noch in mächtigen Domänen herrscht und schlimme Wirkungen über unzählige Menschenkinder verbreitet. Sie mit ihrem „heißem, unruhigen Mut“, mit ihrem „brennenden Sehnen nach etwas Weitem, Unstättbarem“, diesem Sehnen, das nach einer alle Kräfte anspannenden Tätigkeit schreit und doch ewig ratlos bleibt, was zu beginnen sei, — sie gerade mußte den Feind in seiner ganzen Kläglichkeit empfinden, und so drückt sie auch Pfeile einer glühenden, aus tiefstem Innern züngelnden Wut auf ihn ab. Tränen im Auge, bricht es bitter aus ihr empor: „Ganz recht, so eine Dirne ist ja nichts weiter als eine pappschachtelne Attrappe, angefüllt mit Lüsterheit, Geldgier und Gemeinheit. Eine Seele und ein sehnsüchtiges Herz sind nur Privilegien der Ehrbaren, Unstättbaren.“ Sie kennt die ganze schwere Schuld der bürgerlichen Moral — eine Blutschuld ist's, aus Niesenhügeln von Menschenleibern gehäuft — kennt die vielen, vielen Möglichkeiten, wo diese Moral ihre verderbliche Saat zu streuen beginnt. Und sie weist auf die gefährlichsten Stellen mit anklagenden Händen. Sie erkennt klar genug, wie zu helfen ist: „Es gibt so viel Wohltätigkeit und Humanität in der Welt, es gibt Kinderkrippen und Altersversorgungen, Fürsorge für Sträflinge und Gott weiß was sonst noch für nützliche Institute, es wird so viel bazart, gemimt, getanzt zum Wohl der leidenden Mitwelt, aber in die Welt des tiefsten Glends, der äußersten Finsternis bringt selten ein Strahl harmherziger, werktätiger Nächstenliebe hinab. Wie manche würde sich gern „retten“ lassen. Freilich nicht durch Besserungsanstalten und Stadtmissionen, immer von oben herab, von dem Rothurn der überlegenen Moral: ... „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere —“ — und so weiter. — — Ne, auf den Schwindel fällt keine herein. — — Nein, um hier zu ändern und zu bessern, müßte schon eine neue Weltordnung, eine vollständige Umkrempelung der Begriffe und Verhältnisse vorangehen. Die Menschen müßten ihren alten Adam ausziehen und ihre Vorurteile wie einen Haufen verlauster Wäsche verbrennen. Die Schranken müßten fallen.“ Und dann, „wenn das Gewerbe der Fingabe aufhörte, ein verächtliches Gewerbe zu sein, würde sich das Heer „der Gewerbetreibenden“ um vier Fünftel, ja, ich möchte lähn behaupten, um neun Zehntel vermindern. So aber sind die Pforten hinter uns abgeschlossen. Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung draußen!“

Das Buch der Verlorenen ist voll von Golgathaschreien des weiblichen Geschlechtes. Die Worte können Waffen im Erlösungskampfe sein. Margarete Böhme wird schon recht haben, wenn sie von der Toten sagt: Vielleicht war ihr Leben nicht einmal ein Verlorenes —. Franz Diederich.

## Kleines feuilleton.

— Der Adler und die Schwalben. Professor Dr. Arnold Döbel hat Lugano veröffentlicht folgendes Stimmungsbild von einem Juli-sonntag in der „Frankfurter Zeitung“:

Nachmittag war's um 1 Uhr, heißer, sonniger Sommertag. Um den hohen grauen Campanile von San Lorenzo kreisten glückliche Schwalbenpaare; denn in den Mauerlöchern der hoch ins Blaue strebenden Umfassungen des Turmes war es lebendig von jungem Schwalbenvolk, — alles im Säuglings- resp. jugendlichen Alter. In kurzen Intervallen schwenkten die fliegenden Schwalben von ihrer sonnigen Luftbahn ab, gegen das Massiv der Turmseiten, rasch zu ihrem Nest hüpfend, um dort an die weitfliegenden, hungernden Schnäbel ihrer Schwalbenkinder Jagdbeute abzugeben, Fliegen und Mücken und allerhand anderes Insektenvolk, was ihnen beim Schwärmen um den Turm quer in die Flugbahn geraten war. Eins, zwei, drei — so verließ jeder Schwalbenvater, jede Schwalbenmutter, so da den Jungen ein Stück Nahrung ins Mauerloch gereicht hatte, rasch wieder die Turmmauer und kreiste von neuem um den Campanile. Offenbar war es die Zeit des Mittagessens auch für das Schwalbenvolk, — das sah sehr gemüthlich und sonnig und lustig aus.

Wer möchte nicht Schwalbe sein und munter seine Kreise um einen witterharten Glodenturm ziehen, Fliegen und Mücken im blauen Luftmeer haschen? Ja, so ein Schwalbenleben am Campanile: die reinste Poesie! Alles, alles an dem Turm schwebt in Glid und Luft. Es ist aber doch zu heiß, um vor Luft schreien und jauchzen zu können; denn die Wetterfahne hoch oben über der fupferbedeckten Kuppel ist von Süd nach Nord gerichtet und das bedeutet zu dieser Tages- und Jahreszeit — tropische Wärme.

Unten über dem grünblauen See kreisen Adler. In majestätischen Bewegungen ziehen sie ihre ab- und aufsteigenden Spiralen, ganz nach Willkür und Laune, bald dahin, bald dorthin kreuzend, dem Zufall überlassend, ob ihnen diese Tageszeit einen Fisch an die Oberfläche des Sees bringe, auf daß sie ihn im Fluge von der Wasseroberfläche weghaschen und dann auch im Weiterfluge verschlingen. Auch diese Segler der Lüfte sind zu beneiden; sie sind wahrlich die Könige des Luftmeeres. Und ihr Flug ist eine stolze Bewegung, siegreich und aristokratisch, erhaben und vollendet raubtierhaft, wie es das Sprichwort sagt.

Da fährt einer dieser Adler vom See hinweg, in stolzer Spirale höher steigend über die Niederungen der Stadt und hoch hinauf über die Halde mit der Kathedrale und ihrem malerischen Campanile. Wenige Sekunden genügen: er zieht schon seine Kreise im Zenith des Glodenturmes. Sein Erscheinen bringt nun raschen Wechsel in die Gegend. Die vielen glücklichen Schwalbenpaare ziehen plötzlich weitere Kreise und erheben sich schwarmweise in die Luft, hoch über den Turm: die Schwalben umkreisen den Adler ohne Lärm und drängen sich gelegentlich wie auf Kommando dicht an seine Seite, manchmal auch quer ihm in die eigene stolze Flugbahn, namentlich dann, wenn er Miene macht, sich dem Campanile zu nähern. In die ganze lustige Bande dieser kleinen Vögel ist stiller Todesmut gefahren. Jede Bewegung des Raubvogels wird mit entsprechenden strategischen Bewegungen der Schwalben beantwortet. Bald gelingt es den letzteren, ihren vermeintlichen Erbfeind vom Turm in die Ferne abzuwandern. Allein er kehrt nochmals zurück, zieht abermals seine Spiralläufe über der Wetterfahne und wird nun von einer verdoppelten Gegnerzahl verfolgt. Waren es vorher fünfzig Schwalbenpaare, so sind es nun hundert, die ihn von allen Seiten umschwirren und gelegentlich auf den Leib rücken. Gegen solche Uebermacht von Kleinen in riesiger Mehrzahl kann der einzelne, und wenn er noch so groß wäre, gar nicht auf die Dauer aufkommen. Das ist auch im Reiche der Lüfte eine Unmöglichkeit. Der Adler hat dies bald eingesehen. Nach wenigen Augenblicken glitt er von seiner spiralen Bahn ab und flog in gerader Linie gegen die Berghöhe von Borza und San Bernardo. Und erst geraume Zeit später kamen die Schwalbenkinder wieder zum Campanile zurück, frohlockend ihre frieblichen Nester wieder besuchend und ihre Jungen weiter ägend als wäre nichts Störendes und Bedrohliches geschehen.

Was braucht der Adler, dessen gewohnte Nahrung drunten im See zu finden und für den Geübten leicht zu haben ist, nach jungen Schwalbenkinder sich Gelüste aufsteigen zu lassen! Jeder möge seine Kreise ziehen: der eine um den Campanile, der andere über dem fischreichen See. „Mann für alle hat die Erde!“ Das habe ich nie so lebhaft empfunden, wie heute, da mich's die Kleinen Schwalben gelehrt haben, wie viele Kleine mit geeintem starken Willen auch imstande sind, den frechen Mut des Stärksten zu brechen. —

### Medizinisches.

en. Die Röteln werden wegen äußerer Ähnlichkeit und weil sie auch fast ausschließlich bei Kindern auftreten, häufig mit Masern verwechselt, sind aber doch ohne Zweifel von ihnen verschieden. Die Krankheit ist schwer zu erforschen, weil dazu nur bei einer größeren Epidemie Gelegenheit ist, die nicht sehr häufig eintritt. Seit dem Jahre 1900 sind in Warburg verschiedentlich kleine Epidemien von Röteln vorgekommen, die von Romberg und Bahrdt beobachtet worden sind; letzterer hat über die dabei gemachten Erfahrungen jetzt in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ berichtet. Wie notwendig solche Forschungen gewesen sind, geht

daraus hervor, daß die Röteln bisher in medizinischen Werken sehr verschieden und oft sogar widersprechend beschrieben wurden. Die Röteln gehören nicht zu den eigentlich gefährlichen Krankheiten, und die Epidemien sind immer von beschränkter Ausdehnung. Patienten waren ausschließlich Kinder, die zum großen Teil vorher Masern gehabt hatten. Eine Ansteckung war immer nachweisbar, ging zunächst von einer Schule aus und übertrug sich dann auf die Geschwister. Größere Kinder erkrankten seltener, und zwar bei engerer Berührung mit Kranken. Nur in einem Waisenbause ergriff das Leiden auch eine größere Zahl von älteren Schulkindern. Ueber die Zeit, die zwischen der Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit vergeht, liegen sehr verschiedene Angaben vor, vermutlich beträgt sie 12 bis 19 Tage. Vor dem Eintreten der eigentlichen Merkmale der Röteln bekommt das Kind einen leichten Katarrh oder auch Fieber mit Erbrechen und Nasenbluten. Später bedeckt sich dann die Haut mit etwas erhabenen roten Flecken von der Größe einer Erbse bis zu der eines Zehnpennigstückes, die unter dem Druck der Hand verschwinden, aber bald wiederkehren. Namentlich die Mundschleimhäute werden stark in Rötlichkeit gezogen. Die Flecken treten nicht immer im Gesicht zuerst auf, sondern auch an anderen Stellen, zuweilen an ganzen Körper gleichzeitig. Gelegentlich wiederholt sich der Ausschlag mehrmals. Im Gegensatz zu Scharlach findet eine Abschuppung nur selten und auch dann in geringem Grade statt. Fieber ist meist vorhanden, kann aber auch fehlen; es erreicht seinen Höhepunkt gewöhnlich schon vor dem Hervortreten des Ausschlages; deshalb ist die Unterscheidung von Masern in der allerersten Zeit der Erkrankung zuweilen nicht leicht. Früher wurde eine Anschwellung der Lymphdrüsen namentlich am Hals und in den Kieferwinkeln als besonders eigentümlich für die Röteln gehalten, ist jedoch bei den letzten Epidemien nicht beobachtet worden. Ueberhaupt haben diese Epidemien untereinander beträchtliche Verschiedenheiten gezeigt, so daß die Frage entsteht, ob die Röteln nicht noch in mehreren Formen auftreten. Dr. Bahrdt meint jedoch, daß die Entstehung der Krankheit vorläufig noch zu wenig aufgeklärt ist, als daß man mit Sicherheit eine weitere Unterscheidung vornehmen könnte. Gegen Masern und Scharlach wird ein Kind durch das Ueberstehen der Röteln jedenfalls nicht gesichert. —

### Humoristisches.

— Tut nichts. Serenissimus: „Was macht Ihr Herr Gemahl, liebe Gräfin?“

Adjutant (ihm zuflüsternd): „Ist ja schon tot, Durchlaucht!“  
Serenissimus (fortfahrend): „Bardon! Wolte natürlich fragen: Was macht Ihr seliger Herr Gemahl?“ —

— Ein Vorschlag zur Güte. Gerichtsvollzieher: „Sie haben wirklich gar nichts Fändbares?“

Zahnarzt: „Nein; aber ich will Ihnen ganz gern einen Zahn ziehen, die drei Mark dafür können Sie dann Ihrem Auftraggeber abliefern!“ —

— Erklärt. „Ich finde, der Rat und die Mätin haben sehr gute Erziehungsgrundsätze — zum Beispiel streiten sie nie vor den Kindern, sondern schiden sie immer zuerst fort.“

„Jetzt weiß ich, weshalb ihre Kinder den ganzen Tag auf der Strafe sind.“ — (Meggendorfer Blätter.)

### Notizen.

— Die Morwiz-Oper im Schiller-Theater O. spielt am Freitag zum erstenmal neu einstudiert „Die verkaufte Braut“ von Smetana. —

— Das Opernhaus erhöht mit Beginn der neuen Spielzeit die Abonnementspreise. —

— Der dramatisierte Ruhstrat. Der Bremer Volksdramatiker Gottlob Wünte hat eine Komödie unter der Feder, die den Titel führt: „Die lustige Sieben“ oder „Neben ist Silber und Schweigen ist Gold“. —

c. Ein alter Rubens, ein „Bildnis Karls des Kühnen“, wurde, nachdem es 264 Jahre verschollen war, in London kürzlich aufgefunden. —

— Sechzig Handzeichnungen Michel Angelos wurden in den Uffizien in Florenz aufgefunden. —

— Die Sammlung typographischer Drude des verstorbenen Architekten Griesbach — etwa 2000 Bände — will das Kunstgewerbemuseum in einer Sonderausstellung dem Publikum vorführen, sobald der bevorstehende Umbau der Museumsräume es gestattet. —

— Ein Hummer von 86 Pfund Gewicht und 45 Zoll Länge wurde kürzlich im Stillen Ozean gefangen. Mit seinen Scheren konnte er den Leib eines ausgewachsenen Menschen umfassen. Es bedurfte gewaltiger Anstrengungen und langen Kampfes, um das Riesentier zu bewältigen. —

— Ein neuer Gummibaum ist in Madagaskar entdeckt worden. Die Eingeborenen nennen ihn „Birahazo“; er wird über 12 Meter hoch und liefert einen Kautschuk, der 89 Proz. Kautschuk und 9 Proz. Harz wie Spuren mineralischer Substanzen enthält. —

— Der „Rixdorfer“ — „Komm, Karlneken, komm“ — hat seinem französischen „Umdichter“ nahezu 100 000 Fr. eingetragen. Das schöne Lied ist in Paris seit Jahren der am meisten gesungene Gassenhauer. —